



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Stefan George und Rainer Maria Rilke

Kawerau, Siegfried

Berlin, 1914

1. Aengste

urn:nbn:de:hbz:466:1-33667

3. Kapitel.

Der Kreis der übersinnlich=persönlichen Wirklichkeit.

1. Angste.

Es ist nicht nur ein Aufstieg von dem Mittelpunkt des unteren Beckens, sondern auch ein Abfall vom Rande des höheren auf den Rand des niederen Beckens: das Problem der Angst fällt beständig abwärts in das Sinnlich-Wirkliche der Angst, wie es vor allem in der Kindheit erlebt wird.

Und darum muß erinnert werden an die Mahlzeiten in dem dunkel=hohen Raum und die Erscheinungen der Christine Brahe. An die Gespensterfurcht, als alle Erwachsene den Brandgeruch ausspürten und vor etwas Unsichtbarem sich demütigten, an die Ingeborg=Erscheinung und das Suchen des Bildes in der nächtlichen Galerie, an die Hand, die dem im Teppich tastenden Knaben entgegenkam. Seitdem hat Malte ein derartiges Feingefühl für Angste (diese scheue, überzarte

Frauennatur mit der Energie des Mannes), daß er sie sinnlich wahrnimmt, er riecht sie in den Gassen um die Hospitäler in Paris, er riecht sie aus den Winkeln der Wand, die das Innere des abgerissenen Hauses preisgibt.

„Da ich ein Knabe war, schlugen sie mich ins Gesicht und sagten mir, daß ich feige sei. Das war, weil ich mich noch schlecht fürchtete. Aber seitdem habe ich mich fürchten gelernt mit der wirklichen Furcht, die nur zunimmt, wenn die Kraft zunimmt, die sie erzeugt. Wir haben keine Vorstellung von dieser Kraft außer in unserer Furcht.“

„Und die Minute, welche weiter will,
ist bleich und still, als ob sie Dinge wüßte,
an denen jeder sterben müßte....“

(B. d. Bilder, 1902—1906, Bangnis.)

In zwei Brennpunkten ist die Angst vereinigt,
in der Nacht und in der Krankheit.

Früher, da war ihm die Nacht nichts Schreckhaftes:

„Traumfelige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
der Mond, die weiße Lilie,
blüht auf in ihrer Hand.“

(Larenopfer, 1896.)

So heißt es in dem schönsten Gedicht der ersten Frühzeit. Und auch im „All-Einen“ ist das Nächtliche ganz und stark. Und im Anfang des Stundenbuches, wie auch sonst in dieser Zeit, bekennt sich der Dichter zu den Nächten:

„Du Dunkelheit, aus der ich stamme,
ich liebe dich mehr als die Flamme,
welche die Welt begrenzt,
indem sie glänzt...
Ich glaube an Nächte.“

(1899.) Da taucht zum ersten Mal im zweiten Teil
des Stundenbuches (1901) die Angst der Nächte auf:

„Du weißt vielleicht nicht, wie die Nächte
für Menschen, die nicht schlafen, sind...“

und dann rührt sie sich in dem „Buch der Bilder“
(1902—1906):

„Die Nächte sind nicht für die Menge gemacht...“
Noch nimmt er den einzelnen aus:

„Meine Stube und diese Weite,
wach über nachtendem Land, —
ist Eines. Ich bin eine Saite,
über rauschende breite
Resonnanzen gespannt.“

(Am Rand der Nacht.)

Aber er hat nicht die grenzenlose Einheit mit den
Dingen im Dunkel, er muß beten zur Nacht:

„... bringe
doch mich auch in Beziehung zu dem Vielen,
das du erwirbst und überredest. —“ ...

Und dann kommen die acht Blätter „Aus einer Sturm-
nacht“ — hier beginnt sich die Angst vor der Nacht
zu regen:

„Ist die Nacht die einzige Wirklichkeit
seit Jahrtausenden...“

Davon klingt ein Ton nach, wenn er schildert, wie Abelone abends spät in ihr Zimmer kam: „Aber dann fühlte sie auf einmal das Fenster und, wenn ich recht verstanden habe, so konnte sie vor der Nacht stehn, stundenlang, und denken: das geht mich an.“

So ist bereits das Gefühl des Getrennt-seins vorhanden, es sind zwei, die sich grüßen. —

„Denn diese Nacht, in der so vieles schrie,
in der sich Tiere rufen und zerreißen,
ist sie uns nicht entseßlich fremd?“

(1907, N. G., Östliches Taglied.)

Aus diesem Fremdsein wächst das Grauen:

„Sieh, Könige liegen und starren, und der Geschichtenerzähler kann sie nicht ablenken. An den seligen Brüsten ihrer Liebblingin überkriecht sie das Grauen und macht sie schlottrig und lustlos.“

Das ist das Schicksal der „Abisag“, die auf den alten, welkenden König gebunden ist:

„Und manchmal wandte sie in seinem Barte
ihr Angesicht, wenn eine Gule schrie;
und alles was die Nacht war kam und scharte
mit Bangen und Verlangen sich um sie.“

(1907, N. G.)

„Aber sogar wenn ich allein war, konnte ich mich fürchten. Warum soll ich tun, als wären jene Nächte nicht gewesen, da ich aufsaß vor Todesangst und mich daran klammerte, daß das Sigen wenigstens noch etwas Lebendiges sei: daß Tote nicht saßen.“

„Er kannte Ängste, deren Eingang schon
wie Sterben war und nicht zu überstehen.“

und namenlose Nöte kannte er,
finster und ohne Morgen wie Verschläge..“

(1908, N. G., Aus dem Leben eines Heiligen.)

In solchen Nächten tröstet kein Licht und kein Fenster: überall ist das gleiche Teilnahmslose. Aber aus diesen überwältigenden Ängsten entsteht das Größte: die Kraft zu überstehen. Denn es ist vieles, was überwunden werden muß: vor allem „die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft.“ Da ist von allen Zeiten her etwas Unvergängliches von den Ängsten der Vergangenen an Orten des Schreckens und der Qual, das sich in uns einfriszt. Und indem es draußen unaufhalt-
sam wächst, steigt es auch „in die äußersten Verästelungen
deines zahllos-zweigigen Daseins.“ Und was früher jubelnd erlebt wurde:

„Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche
und als Welle wohne im Teiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingsfrierende Birke bin?“

(1899, Mir zur Feier.)

Dieses Jubeln von früher wird nun zum über-
großen und „treibt dich aus dir hinaus“. Besonders
in Krankheiten. Wie hatte schon aus dem Kinde das
Fieber „Erfahrungen, Bilder, Tatsachen“ herausgeholt
und es überhäuft. Nun kommt die Krankheit der tiefsten
Gefahr: „Alle verlorenen Ängste sind wieder da.“ Alle
die Kleinigkeiten, die die erregte Phantasie des Kindes
steigern konnte, halb im Spiel und halb aus übergroßer
Sorgfalt, nun sind sie da, verzerrt, vergrößert, gefähr-

lich: da liegen sie auf der Bettdecke: „Verlorenes aus der Kindheit,“ das wie neu ist. Warum soll der Wollfaden nicht spitz sein wie eine Nadel (nun begreift er auch seine Mutter, die alle Getränke später durchsiebte aus Angst vor Nadeln), warum soll das nicht Granit sein, worauf er liegt und warum nicht eine Zahl in seinem Gehirn wachsen, bis sie vielleicht nicht mehr Raum hat. Solche Angste werden riesengroß und wohl dem, der dann nicht in so überstarke Nöte geriet, daß sie in ihm Wohnung behielten! Aber gerade die, die am feinnervigsten verästelt aus Allem Leben gesaugt, gerade die sind in der größten Not, und man errät die Kraft, die sie daraus befreite. Solches Hinreichen in alle Vergangenheit und Zukunft macht Malte=Rilke zu einem Genossen Michelangelos:

„Das war der Mann, der immer wiederkehrt,
wenn eine Zeit noch einmal ihren Wert,
da sie sich enden will, zusammenfaßt.
Da hebt noch einer ihre ganze Last
und wirft sie in den Abgrund seiner Brust.“

(Stundenbuch, 1899.)

2. Einsamkeit und Ruhm.

Wie Michelangelo eine Zeit und einen Stil beendet und einen neuen beginnt, so auch Rilke. Und darum ist er so einsam, weil er schon im neuen Reiche steht. Dieses Einsamkeitsbewußtsein hat zunächst einen natürlichen Grund: er ist der Letzte eines alten Geschlechts. Das gibt Rilke etwas Stolz und etwas